

## Ein paar leckere Häppchen, aber keine warme Mahlzeit: „The twenty-first century art librarian“

The twenty-first century art librarian. Hrsg.: Terrie L. Wilson. Co-publ. as *Journal of Library Administration*, Vol. 39 (2003), N°1. New York u. a.: Haworth Information Pr. 2003. ISBN 0-7890-2108-0, 0-7890-2109-9 (pbk)

Ich muss gestehen, dass ich mich auf das Buch gefreut habe: ein Handbuch über den Kunstbibliothekar des 21. Jahrhunderts! Hier würde ich einen Überblick über die verschiedenen Arbeitsfelder von KunstbibliothekarInnen finden, ihre Aufgaben und Dienstleistungen und vor allem erhoffte ich mir wertvolle Hinweise und Tipps, wie die Herausforderungen der neuen Medien am besten in den Arbeitsablauf von Kunstbibliotheken zu integrieren seien. Für KunstbibliothekarInnen ist die Herausforderung ja eine doppelte; einmal wegen der zunehmenden weltweiten elektronischen Erschließung von Medien (bibliographisch, mit Abstracts, Inhaltsverzeichnissen, aber auch im Volltext), sowie der Ergänzung bzw. Konkurrenz zur Internetsuche. Dies betrifft alle InformationsspezialistInnen. Für KunstbibliothekarInnen kommt hinzu, dass auch bei den visuellen Quellen (Bilder, Fotos, elektronische Kunst) die neuen Technologien neue Darstellungsweisen und Erschließungsformen hervorgebracht haben, die bisher nur zum Teil in unsere Arbeit Eingang gefunden haben. Die Besprechungen überschlugen sich: „An excellent collection [...] useful to both experienced and novice librarians“, „A must for all those who work in art and architectural libraries“.

Die Einleitung der Herausgeberin Terrie Wilson machte mir Mut. Sie gibt einen Überblick über all die Probleme und Herausforderungen unseres Berufes am Beginn des 21. Jahrhunderts: neue Verwaltungsformen, zu wenig Etat, Personal, Platz, dazu der technologische Wandel und der Wunsch, die Arbeit möglichst gut und zukunftsweisend zu gestalten. Allerdings hätte ich nicht überlesen sollen, was sie auch schreibt: „This publication is not a new primer on art librarianship [...], rather [...] a glimpse into the world of art library administra-

tion“. In der Tat, mehr als ein flüchtiger Blick ist es leider nicht. Es wurden insgesamt sechs Beiträge ausgewählt, die alle bereits zuvor veröffentlicht wurden. Alle Artikel wurden von Kunstbibliothekarinnen, d. h. aus der Praxis heraus geschrieben, z. T. liegen ihnen umfangreiche Recherchen zugrunde.

Sarah E. McCleskey fasst in dem Artikel „Staffing standards and core competencies in academic art and architecture departmental libraries: a preliminary study“ Literatur zum Thema und die Ergebnisse einer Umfrage im Internet von 2002 zusammen, die konkret nach Ausbildungsstand, Eingruppierung und Tätigkeitsfeldern von BibliotheksmitarbeiterInnen fragte. Das interessanteste Ergebnis stammt aus einer Umfrage in vier Universitätsbibliotheken 1984/85: hier wurde verglichen, wie viel Zeit im Benutzerdienst beschäftigte BibliothekarInnen, Hilfskräfte und StudentInnen jeweils im Publikumsdienst, bei technischen Arbeiten, mit dem Sammlungsaufbau und Verwaltungstätigkeiten verbrachten und wie viel Zeit sie meinten, dort zu verbringen: Die professionellen Kräfte irrten am meisten. Sie meinten, jeweils ein Drittel ihrer Zeit im Publikumsdienst, ein Drittel mit dem Sammlungsaufbau und ein Drittel mit Verwaltungsaufgaben beschäftigt zu sein. Tatsächlich verbrachten sie 5–15% im öffentlichen Sektor und über 70% mit Verwaltungstätigkeiten. Die eigentlich vorgestellte Umfrage hatte nur einen Rücklauf von 31 gültigen Antworten und brachte auch keine besonderen Erkenntnisse, außer der, dass AssistentInnen und studentische Hilfskräfte bei der Auskunft weniger oft zur Zufriedenheit der BesucherInnen handelten als ausgebildete Kräfte. Die zweite Umfrage in dem Buch, durchgeführt und vorgestellt von Susan Craig: „Survey in current practices in art and architectural libraries“, ist da schon wesentlich ergiebiger: Im Oktober 2001 wurden 163 Kunstbibliotheken in den USA und Kanada über ihre Angebote, Dienstleistungen, Ausstattung, Erwerbungspraxis, Sammlun-

gen und ihr Benutzertraining befragt. Susan Craig wurde für 5 Monate beurlaubt, um „best practices“ in Kunst- und Architekturbibliotheken herauszufinden. Die komplette Umfrage ist dem Artikel beigefügt. Wenn auch keine spektakulären Ergebnisse vorliegen, so gibt doch die Zusammenfassung der Ergebnisse wertvolle Hinweise: Alle Bibliotheken haben Platzprobleme und tun zu wenig, um ihre verschiedenen Benutzergruppen in die Bibliothek gründlich einzuführen. Es existiert eine große Bandbreite an unterschiedlichsten Dienstleistungen (z. B. bei Dokumentenlieferungen oder Reproduktionsangeboten) und obwohl das Internet oft benutzt wird, um antiquarische Bücher aufzufinden, arbeiten die meisten Bibliotheken bei der Erwerbung mit speziellen Buchhandlungen und Lieferanten zusammen.

Große Unterschiede bestehen zwischen Universitätsinstitutsbibliotheken und Kunst- und Museumsbibliotheken hinsichtlich elektronischer Angebote: Während 70% der Universitätsbibliotheken elektronische Quellen anbieten, sind es nur 20% bei den Kunst- und Designbibliotheken. Generell gilt auch in den USA: Neue Aufgaben (z. B. Digitalisierungsprojekte und neue Formate) müssen bei sinkenden Personalzahlen bewältigt werden.

Joan M. Benedetti schreibt ein flammendes Plädoyer für One-Person-Art-Librarians „Managing the small art library“. Mit einer hochinteressanten Klientel: KuratorInnen, KunsthistorikerInnen, SammlerInnen, KünstlerInnen, interessanten Aufgaben, riesigen Möglichkeiten durch die neuen Technologien, aber (zu) wenig Zeit und Mitteln, um sie adäquat zu erfüllen und zu nutzen. „Solo art museums librarians love their jobs, but they are in constant danger of burn-out“. Auch in den USA haben übrigens mittlere und große Museen oft kleine und kleinste, nämlich: Ein-Frau-Bibliotheken, und kämpfen um Anerkennung. Der kenntnisreiche und aus der Praxis geschriebene Artikel fasst die Arbeitsrealität in Kunstmuseumsbibliotheken gut zusammen und gibt eine Fülle von Tipps. Vor allem diesen: eng und intensiv mit der Direktion und den KuratorInnen zusammenzuarbeiten, und dort, wo diese Kontakte nicht bestehen, sie zu suchen sowie sich mit KollegInnen in entsprechenden Arbeitsgemeinschaften zu vernetzen.

Der Artikel über Digitalisierung von Paula Hardin „Integrating the digitization of visual resources into library operations“ dagegen ist eine Enttäuschung. Er beschreibt sehr detailreich, wie „slide librarians“, die Dia-BibliothekarinInnen, in Zukunft die Bilder aus Büchern (!) digitalisieren sollen, von der Katalogisierung (einschließlich Metadaten), über die richtigen Scanner und Scannertechniken bis hin zu Arbeitsabläufen (scannen, wenn das Dia zurückgegeben wird). Diskutiert wird auch die Frage, ob in Zukunft nicht die Digi-

talitate die Dias ersetzen werden einschließlich der Vor- und Nachteile, aber der Artikel bleibt in der Praxis einer einzelnen Kunstbibliothek stehen, d. h. es wird kein Wort über Urheberrechte verloren oder über kommerzielle und frei zugängliche Bilddatenbanken, die doch in Zukunft eventuell die eigene Diathek ersetzen werden. Dafür wird aber angeregt, die ProfessorInnen könnten eine Auswahl an Digitalisaten für die StudentInnen ins Netz stellen.

Der folgende Artikel ist wieder ein Highlight. Er behandelt ein für Kunstbibliotheken hochwichtiges Thema: Spezielsammlungen. Janine Jaqueline Henri gibt in ihrem etwas irreführend benannten Artikel „Management, public service, and access issues: serving special collections in an architectural branch library“ einen Überblick über die diversen Spezielsammlungen in Kunst- und Architekturbibliotheken: seltene Bücher und Zeitschriften, Pläne, Entwürfe, Künstlerbücher, empfindliches Material, unübliche Formate, Originaldrucke, Graphiken, Fotosammlungen, Ephemera, Auktionskataloge, audiovisuelles Material, Modelle, Muster, Archivmaterial. Sie diskutiert ausführlich und mit Literaturangaben sowie unter Berücksichtigung der verschiedenen Standards für wissenschaftliche Bibliotheken Fragen der Aufbewahrung, Zugänglichkeit und des besseren Marketings. Meist sind diese Sammlungen für den Benutzer unzugänglich aufbewahrt und oftmals nicht erschlossen. Sie gibt nicht nur Tipps für Erschließungsmöglichkeiten in Bibliothekskatalogen und/oder im Internet, auch über die konkreten Anforderungen bei der Benutzung von gefährdetem oder unhandlichem Material in der Bibliothek gibt sie ausführlich Auskunft. Besonderes Augenmerk legt sie auf die Vermittlung, da ist ihr Artikel eine Fundgrube für Ideen: sei es bei der täglichen Arbeit, etwa bei Bibliotheksführungen, wo auch Sammlungen mit besichtigt werden können, einzelne Objekte ausgestellt oder DozentInnen für Kurse angefragt werden können, oder die Anregung, über kleine Ausstellungen die eigenen Spezielsammlungen zu vermitteln. Wie und von wem man solche durchführen (lassen) kann, steht hier zu lesen. Fragen der Reproduktion dieser oft unhandlichen Materialien (z. B. „digitization on demand“) und des Leihverkehrs werden ebenso erörtert wie Fragen der Digitalisierung. Dabei stellt sie nicht nur Auswahlkriterien für Digitalisierungsprojekte vor und gibt Hinweise für die praktische Durchführung, sondern referiert auch die aktuelle Diskussion über die Zukunft der Spezielsammlungen: das reicht von „Spezielsammlungen als Museen“, wo die einzelnen Teile der Sammlung eher als (Kunst)Objekte denn als Wissensquelle gesehen werden, bis hin zu Visionen, alles (bzw. das „Wichtigste“) in Kooperationsprojekten zwischen Bibliotheken zu digita-

lisieren und dann alles, was nicht einmalig ist, zu vernichten.

Der letzte Artikel, „Patrons, processes, and the profession: comparing the academic art library and the art museum library“ von Kim Collins, vergleicht wissenschaftliche Kunstbibliotheken an Universitäten mit Kunstmuseumsbibliotheken nach vier Aspekten: BenutzerInnen, Sammlungsaufbau, Etat/Geldquellen, Unternehmenskultur. Während die BenutzerInnen sich nicht sehr unterscheiden, da beide (fertige und in der Ausbildung befindliche) KunsthistorikerInnen sind, zeigt der Sammlungsaufbau große Unterschiede: Fast alle Kunstmuseumsbibliotheken sammeln Auktionskataloge und Künstlerkleinschriften, während das kaum Universitätsbibliotheken tun. Während beide die wichtigsten 20–30 Kunstzeitschriften abonniert haben, bieten Universitätsbibliotheken auch elektronische Materialien an wie elektronische Zeitschriften, Zugang zu Datenbanken oder digitalen Bildern, was wiederum in vielen Museumsbibliotheken gar nicht angeboten wird. Bei der Finanzie-

rung stellt die Autorin bei beiden die Notwendigkeit fest, sich bei dem Unterhaltsträger besser zu „verkaufen“. Während die einen sich den Universitäten und ihrer Politik unterordnen müssen und mit dem Problem kämpfen, dass die elektronischen Quellen immer größere Teile des Budgets verschlingen, werden die anderen bei oft minimalen Etats weiterhin auf Schriftentausch setzen und ansonsten sorgfältig jede Erwerbung überdenken müssen.

Die einzelnen Artikel bieten eine Fülle an Informationen, alle verfügen über ausführliche Literaturangaben. Die einzelnen Steinchen ergeben aber kein zusammenhängendes Bild. Es fehlen zu viele wichtige Aspekte, u. a. die versprochenen neuen Verwaltungsformen. Das ist vor allem deshalb schade, weil es so wenige Veröffentlichungen über Kunstbibliotheken gibt. Aber das 21. Jahrhundert ist schließlich noch lang...

*Laura Held – (Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn)*